

Ursula von Deuster

Mein Mosaik
und
Meine zweite Vertreibung

Druck+Verlag Ernst Vögel GmbH • 93491 Stamsried

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
Vorwort.....	9
1. Teil	12
Meine Heimat	13
Die erste Vertreibung.....	17
Anfang März 1945	20
Kindheitserinnerungen.....	25
Briefe von Vati an Mutti nach Nordballig ab 30. 05. 1946	27
Husum – „die graue Stadt am Meer“	34
Umzug nach Hamburg.....	44
Jugenderlebnisse.....	50
Eindrücke einer Berlinfahrt	54
Meine erste Auslandsreise nach Frankreich	57
Die erste Liebe	58
Studienfahrt im Juni 1965 nach Kiew – Odessa – Moskau	61
Studienreise im April/Mai 1966 von Moskau nach Georgien und Armenien.....	66
Vier Tage Paris und Umgebung.....	70
Mein dunkler und schmerzlicher Punkt im Leben	75
Auf nach Teneriffa	77
Fahrt von Moskau durch Sibirien nach Japan	78
Marokko – Hoher Atlas – Sahara.....	82
Wie ich Maky kennenlernte	85
Große Tunesien-Reise und Paradiesinsel Djerba	90
Die Wende in meinem Leben.....	92
Reise nach Sri Lanka und auf die Malediven.....	94
7 Tage Rom und Assisi	98
Ein neuer Anfang.....	101
Eine schicksalhafte Begegnung.....	104

Australien – ein Kontinent, der Träume erfüllen kann	109
Der Tod meiner Mutter	119
Der Schicksalsabend.....	126
Guatemala – Mexiko – USA.....	130
Reise in die Vergangenheit.....	139
Reise nach Amerika – zusammen mit Eckart	141
Unsere standesamtliche Trauung	149
2. Teil	152
Meine neue Heimat?	153
Unsere kirchliche Hochzeit	155
Unsere Hochzeitsreise nach Indien und zu den Lakkadiven	160
Eckarts Unfall und die Folgen	166
Zweiter Besuch meiner Heimatstadt Massow.....	175
Unsere „Flucht“ nach Spanien	189
Der Kampf geht weiter	191
Die Todesnachricht von Dr. E. Rumpel	211
Abschied von meinem Vater	216
3. Teil	219
Ein neuer Anfang.....	220
Albanienreise.....	236
Ostseekreuzfahrt mit der MS „Berlin“ bis St. Petersburg	239
Rund um England.....	241
Antarktis.....	250
Der Tod meiner Freundin Maky.....	265
In 90 Tagen rund um Afrika	282
Der Alltag beginnt	322
Schlusswort	344

Einleitung

Lange habe ich überlegt, ob ich meine Geschichte, meine Biographie, aufschreiben soll und kam zu dem Schluss: ja, ich schreibe alles auf was mich betrifft und bewegt. Ich bin zwar nicht prominent, wie man so sagt, aber trotzdem habe ich das Gefühl, es tun zu müssen. Und so beginne ich mit einer Zusammenfassung.

Schreiben machte mir schon immer Freude. Aufsätze schreiben – bereits in der Schule – war für mich ein Vergnügen, also begann ich bereits im jungen Alter von 14 Jahren kleine Geschichten zu schreiben, dann meine Träume und Gedichte. Tagebuch schrieb ich ebenfalls. Da ich Lust auf Reisen und andere Länder bekam, Menschen und Kulturen kennenlernen wollte, fuhr ich mit Gruppen einfach los, notierte alles und schrieb die ersten Reisetagebücher – nur für mich allein.

Die ersten Aufzeichnungen zu meinem Leben schrieb ich Anfang der achtziger Jahre in meinem Schwabinger Appartement, die Nächsten dann in meiner eigenen Wohnung in Unterhaching, alles auf einer mechanischen Olympia Splendid Schreibmaschine. Ich erlebte sehr viel, war seelisch und psychisch fast am Ende, dann rappelte ich mich wieder auf. Und alles schrieb ich auf: Schönes und Trauriges.

Nach meiner Heirat und dem Umzug nach Kitzingen kam ich nicht mehr zum Schreiben, notierte aber alles genau was ich und wir beide machten. Der gesamte Umbau unseres Anwesens wurde chronologisch festgehalten. Warum ich das machte, weiß ich nicht. Es war wie ein Zwang.

Dann kamen der Kampf mit der Stadt Kitzingen und der Wegzug für uns beide in eine fremde Gegend. Ich habe alle Unterlagen gesammelt. Nachdem ich dann im Jahr 2002 einen gebrauchten Laptop bekam, schrieb ich alles ab, aber erst in den nachfolgenden Jahren kam ich so richtig in Fahrt. Nun setzte bei mit der unbändige Drang ein, alles in Buchform zu bringen und auch zu veröffentlichen. Einfach alles aufschreiben. Viele tun es, also warum nicht auch ich?

Es gibt viele Menschen, die Ähnliches durchgemacht haben und vielleicht kann ich ihnen mit meinen Erlebnissen ein wenig helfen nicht aufzugeben und nachzulassen, auch wenn es manchmal aussichtslos scheint. Gottvertrauen sollte jeder Mensch haben, treu nach dem alten Sprichwort:

*Wenn du denkst es geht nicht mehr,
kommt irgendwo ein Lichtlein her!*

Die Menschen sollten versuchen den Kampf aufzunehmen, auch wenn es schwer fällt. Irgendwie wird es weitergehen und erst hinterher kommt die Bestätigung. Dann fragt man sich: „Warum habe ich gezweifelt?“

Ich bin der festen Überzeugung: alles kommt wie es soll.

Schon mein Vater wollte eine Biographie schreiben, was ihm aus Zeitmangel leider nicht möglich war. Stattdessen schrieb er folgenden kurzen Aufsatz, der mich begeisterte:

Seit uralten Zeiten hat der Mensch den Wunsch, sich anderen Menschen mitzuteilen; nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch Dauerndes, die Schrift. Davon zeugen Höhlenzeichnungen, Hieroglyphen, Keilschriften, Runen, Papyri usw., wie archäologische Funde immer wieder ans Tageslicht bringen; nicht aber zu vergessen die Bibel, die gerade in neuerer Zeit eine wahre Fundgrube für geschichtliche Mitteilungen zu werden beginnt, die viele Jahrhunderte beinahe verschüttet war und von der immer fast nur das geistig und geistlich aufgefaßt wurde, was zum täglichen Leben kaum oder keinen Bezug habe.

Gott sei Dank! Da ist nun ein Wandel eingetreten. (Auch in meinem Leben.) Durch alle bisher uns auf die genannte Weise bekannt gewordenen Erkenntnisse aus vergangenen Zeiten müssen wir nicht nur von den alten Kulturen, Wirtschaftsformen, Lebensumständen, Naturereignissen, sondern vor allem auch von Religionen, die in allen historisch greifbaren Gesellschaften vorhanden sind, sowie von aus vorgeschichtlicher Zeit zu erschließenden Verhaltensweisen der Menschen geprägt werden.

Das alles kann man nachlesen in umfangreichen Werken, die in schier unübersehbarer Fülle in den Bibliotheken in aller Welt vorliegen und allen zur Verfügung stehen, aber auch in der Bibel, wie ich bereits oben gesagt habe; wie immer häufiger auch Wissenschaftler zu dieser Erkenntnis kommen.

Von meinem Vater Alfred Teßmer, 1989

Briefe von Vati an Mutti nach Nordballig ab 30. 05. 1946

Erster Brief

Neheim-Hüsten, den 30. 05. 1946

Mein liebes Elschen!

Bevor ich dazu komme, die erste Firma in meiner langen Reihe aufzusuchen, musste ich einen Ruhetag einlegen (nicht aus körperlichen Gründen, sondern Himmelfahrt ist ja nun mal ein Feiertag). Doch ich will der Reihe nach berichten:

Die Reise fing schon gut an, als es bis nach 12 Uhr dauerte, bis die Kleinbahn von Streichmühle abfuhr und dann hatte sie unterwegs so viele Aufenthalte, dass es tatsächlich 14.30 Uhr wurde, bis ich in Flensburg eintraf. Ich ging dann Haare schneiden und anschließend zur Schwiegermutter des Chefs, um mir die Leder tasche umzutauschen. Ich wurde von der alten, würdigen Dame sehr freundlich empfangen und in ein Gespräch gezogen. Hierbei erzählte sie mir auch u. a., dass sie sehr froh sei, dass ich Herrn Cordes die Reisen abnehmen könnte, da er immer sehr erschöpft davon nach Hause gekommen sei. Er hätte kein gesundes Herz und machte ihr Sorge, da er sich selbst zu wenig schone.

Da mein Zug um 18.00 Uhr abfahren sollte, ging ich dann bald wieder und marschierte zum Bahnhof. Der Zug war noch wenig besetzt, als ich ankam und es gelang mir deshalb auch einen Fensterplatz in Fahrtrichtung zu bekommen. Was wollte ich also mehr? Bis zur Ankunft in Hamburg ist nichts Wesentliches zu berichten. Die Fahrt über die Hochbrücke bei Rendsburg über den Kanal war, wie immer bei schönem Wetter, ein Erlebnis wegen der unendlich weiten Sicht über das reizvolle Panorama.

Fahrplanmäßig um 23.00 Uhr lief der Zug in Altona-Hbf. ein. Es blieb mir aber gerade noch ½ Std. Zeit, mich zur Familie Reinhart zu begeben, um mein Paket mit Drahtfiltern, welches ja immerhin 2 ½ kg wiegt, loszuwerden und auch, um dort evtl. zu übernachten. Viel Schlaf konnte es ja nicht werden, denn um 5.40 Uhr am nächsten Morgen ging es wieder ab Altona über Hannover mit dem Kölner D-Zug weiter. Noch war es aber nicht so weit, Herr Müller, der bei Reinhart wohnt, öffnete mir und war erfreut, dass ich die Nägel brachte. Frau Reinhart erschien auch noch für einen Augenblick, brachte mir Kaffee und richtete mir auf einer Chaiselongue ein Nachtlager aus einer Steppdecke und 2 Decken her. Nachdem ich mich etwas ausgeruht und gewaschen hatte (meine Wirte waren inzwischen wieder ins Bett gegangen), legte ich mich nieder, um mich für ein paar Stunden auszuschlafen.

Gegen 4.00 Uhr war ich aber von selbst wieder wach (nach einem ganz unruhigen Schlaf), zog mich an und ging los um rechtzeitig am Bahnhof zu sein. Auch hier gelang es mir wieder, wie am Vortage, einen Fensterplatz zu erlangen und der zweite Teil der Reise konnte losgehen.

Es war immer noch so eine drückende und schwüle Luft wie am vergangenen Nachmittag. Langsam kam dann auch noch die Sonne durch den Nebel, der am Morgen in dichten Schwaden über der Stadt lag. Ich hätte übrigens beinahe vergessen, zu schreiben, dass der Maschendraht gut bei Reinhart angekommen ist, sie sich sehr darüber gefreut haben und unsere Betten in den nächsten Tagen abgehen. Du kannst also so um den 10. Juni herum mit ihrer Ankunft rechnen und in Streichmühle nachfragen.

Die Fahrt verlief sehr schön, da der Zug niemals sehr stark besetzt war. Als wir durch Hannover kamen, war es allerdings mit den friedlichen Bildern der Lüneburger Heide vorbei. Hannover ist ungefähr in demselben Umfang zerstört, wie Hamburg. Vielleicht noch mehr, da es ja eine wesentlich kleinere Stadt ist. So genau kann man ja auch den Umfang vom Zuge auch niemals übersehen. Bald aber ändert sich das Bild nach der Weiterfahrt. Die Mindener Gegend wirkt direkt zauberhaft dagegen mit ihren sanften, welligen Höhenzügen, die von jetzt ab ständig in weiterer und näherer Entfernung den Zug begleiten (ca. 15–20 km) um sich phantastisch schöner Großartigkeit zu bilden (Porta Westfalica). Bald danach erreichten wir dann Bad Oynhausen. Ich kann es jetzt gut verstehen, warum ausgerechnet hier die Britische Militärregierung ihren Sitz aufgeschlagen hat. Es ist eine ausgedehnte, offene Gartenstadt in einem Talkessel und erscheint fast unwirklich in ihrer jetzigen jahreszeitlichen Blütenpracht. Weiter ging's und um 15.00 Uhr war ich in Hamm, sofort hatte ich Anschluss über Unna nach Schwerte und von dort auch nach Neheim-Hüsten, wo ich dann gestern abends gegen 19.00 Uhr eintraf.

Das Glück war mir immer hold. In Schwerte hatte ich die Fahrt unterbrochen, um dort vielleicht am Nachmittag noch eine Firma aufzusuchen. Nach kurzem Suchen hatte ich auch ein Zimmer in einem Privathaushalt gefunden (ein Wirt wies mich nach dort). Hier machte ich mich frisch, rasierte mich, wusch das Kochgeschirr aus – die Bohnen waren schon angesäuert, als ich die letzte aß – und machte mich auf den Weg zur Fabrik. Da ich aber unterwegs erfuhr, dass dort schon Feierabend gemacht sei, erkundigte ich mich auf dem Bahnhof nach dem nächsten Zug nach Neheim, löste eine Fahrkarte, ging wieder ins Quartier zurück, schnappte meine Sachen (die Leute wussten kaum, wie ihnen geschah) und eilte zum Zuge, der in einer Viertelstunde fahren sollte. Unterwegs kam mir der Einfall, dass ich ja morgen am Freitag Brot gebrauchen könnte und kaufte mir also ein schönes westfälisches Schwarzbrot von 1.500 g. Es klappte alles großartig.

Wie ich jetzt hier in Neheim ankam, hatte ich auch sofort Glück, denn schon im ersten Hotel am Bhf., in dem ich nachfragte, war noch ein Einzelzimmer frei, da der Herr, für den es bestimmt war, nicht eingetroffen war.

Heute habe ich mich richtig ausgeschlafen bis um ½ 9 Uhr und dann Vorbereitungen für meine Besuche getroffen. Eine kirchliche Prozession zog gegen Mittag an meinem Fenster vorbei. Es war sehr interessant. Jetzt werde ich mich anschließend etwas im Ort umsehen, wo die Fabriken liegen und dann geht's morgen auf in den Kampf.

Es grüßt und küsst Dich und Klein-USchi innigst mit den besten Wünschen

Dein Fred

Dieser Brief meines Vaters entstand während einer Reise nach Nordrhein-Westfalen, wo er Kunden werben sollte, da die deutsche Wirtschaft quasi von vorne anfangen musste. Sie dauerte, allerdings mit Unterbrechung, bis November 1946, wobei mein Vater sehr zufrieden über die guten und sozialen Bedingungen in seiner Firma war. Die Zukunft sah rosig aus. Kurz nach der Währungsreform am 13. 07. 1946 kam jedoch ein Schicksalsschlag; mein Vater verunglückte auf einer Dienstreise durch einen technischen Fehler seines Leichtmotorrads und erlitt eine Unterschenkelfraktur links mit Kniegelenkbeteiligung. Zurück blieb ein wackeliges Knie, womit ein weiterer Verbleib in dieser Firma ausgeschlossen war. Schweren Herzens trennte man sich voneinander und auch die 20 % Invaliditätsrente, die ihm zustanden, trösteten ihn nicht über den Verlust dieser Anstellung hinweg. Mein Vater musste sich neu orientieren, seine Existenz wieder neu aufbauen.

Etwa drei Jahre war ich alt und wohnte mit meinen Eltern inzwischen in einem sehr alten Fachwerkhaus mit Reetdach bei Nordballig. Wir nannten es „neue Heimat“. Inzwischen hatte unsere kleine Familie Zuwachs bekommen, denn mein Bruder Hartmut wurde am 04. 09. 1946 im Flensburger St. Franziskus-Krankenhaus geboren. Er war eine Steißgeburt und kam einen Monat früher als geplant, weil bei meiner Mutter durch den Tritt einer Kuh Wehen ausgelöst wurden. Die Schwestern in der Diakonissenanstalt legten dem kleinen Hartmut ein Kreuz auf die Brust und beteten, denn es sah nicht gut für ihn aus. Mein zweiter Bruder Lothar kam am 23. 11. 1947 mit der Hilfe derselben Diakonissenschwestern zur Welt, wobei es bei seiner Geburt keine Probleme gab.

Unsere neue Heimat war ein Doppelhaus, von dem wir die linke Hälfte bewohnten. Wir hatten zwei größere Zimmer auf der rechten Seite, bei denen man vom Ersten durch eine kleine, niedrige Tür in das Zweite gelangen konnte. Auf der linken Seite befand sich eine Wohnküche, von der eine kleine Hintertür in den ehemaligen Kuhstall führte. Kühe waren leider keine mehr drinnen, nur alte Ketten zeugten noch von der Vergangenheit. In der Küche selbst standen ein großer Herd und darüber ein Kamin mit einer Tür. Ich werde nie vergessen, wie dort einmal der Kaminkehrer herausgekrochen kam. Ich saß

ruhig da und starrte ihn nur an. Sonst gab es in der Küche nur noch eine lange Bank und einen alten Holztisch vor dem Fenster. Die Zimmer waren spärlich ausgestattet und alles was wir hatten, war nur geliehen. Kommode, Betten und ein Tisch. Bettbezüge hatten wir nur ganz wenige, für uns Kinder noch gar keine. In dem einen Zimmer stand in der Ecke ein kleines Tischchen mit einer Petroleumlampe darauf. Das Schlafzimmer hatte zwei kleine Fenster nach hinten hinaus, von wo aus man den Wald und die grünen Wiesen sehen konnte. Sonntags ging ich immer in diesen nahegelegenen Wald, um meiner Mami Himmelschlüsselchen zu pflücken. Ich überquerte mehrere Gräben, bis ich endlich eine Hand voll davon hatte. Glücklich und voller Stolz übergab ich sie dann meiner Mama.

Eines Morgens wachte ich schon sehr früh auf und merkte, dass sich mein Bett unangenehm und feucht anfühlte. Ich lag unter einem roten Inlett, da ich ja keinen Bezug hatte. Ich stand auf, ging zum Fenster und stellte mich auf die Zehenspitzen, mit der Nasenspitze berührte ich das schmale Fensterbrett. Meine Augen hatte ich ganz weit aufgerissen. Draußen war kein Sonnenstrahl zu sehen, alles war grau und über den Feldern waberte weißer Morgennebel. Ich stand eine ganze Weile da, bis mir die kleinen Füße kalt wurden. Mit einem Mal wurde alles klar: ich starrte wie gebannt an den Waldesrand und traute meinen Augen nicht. Ein kleines Männchen in grüner Jägeruniform sprang immer wieder in den Graben und wieder heraus – ich konnte es ganz genau sehen. Es mag wohl meine Größe gehabt haben. Wie lange ich so gestanden bin, kann ich nicht mehr sagen. Jedenfalls wollte ich dieses Männchen suchen und rannte am Vormittag über die Wiese zu meinem geliebten Wald und hielt Ausschau nach ihm. Leider fand ich es nicht und habe es auch später nie wieder gesehen. Geknickt ging ich mit einem Sträußchen Schlüsselblumen zurück ins Haus. Meine Mutter sah mein enttäuschtes Gesicht, aber ich traute mich nicht, jemandem davon zu erzählen. Ich hatte Angst, man würde mich auslachen.

Als ich älter wurde, erzählte ich meinem Großvater von diesem Erlebnis. Er lachte nicht, sondern sagte nur: „Liebe Ursula, du kannst ruhig an das grüne Männchen glauben, denn so etwas gibt es. Leider hat man solche Erlebnisse fast nur als Kind, weil man noch rein und unbelastet ist. Aber du kannst ganz beruhigt sein, auch ich habe einmal in diesem Wald das Männchen gesehen. Kein Mensch weiß, wer es ist und woher es kommt. Behalte es in deiner Erinnerung, du wirst es wahrscheinlich nie wieder sehen!“

Bis auf den heutigen Tag kann ich das grüne Männchen nicht vergessen. Ich denke oft daran, wenn ich zur Ruhe komme.

Mit meinem Vater ging ich des Öfteren zum Torfstechen ins nahegelegene Moor. Er stand im tiefen Loch und warf mit dem Spaten kleine Ballen herauf, die ich dann mit meinen kleinen Händchen stapelte. Mutti hatte uns einen kleinen Topf mit etwas Suppe und Brot mitgegeben, damit wir mittags etwas Warmes essen konnten.

An mein erstes Erlebnis mit Zigeunern kann ich mich auch noch sehr gut erinnern: mein Vater war in der Arbeit, weshalb meine Mutter mit uns drei Kindern allein im Haus war. In der anderen Haushälfte wohnte auch eine Familie mit Kindern, deren Vater noch arbeiten war. Wir Kinder spielten draußen vor dem Haus im Hof, als unsere Mütter uns ganz plötzlich reinriefen und vor lauter Angst die Türen von innen verriegelten. Wir Kinder mussten ganz ruhig sein und versteckten uns hinter der Tür. Die Zigeunergruppe rüttelte an den Türen, auch an der Kuhstalltür, um hereinzukommen. Aber alle Eingänge waren verschlossen, sodass sie dazu übergingen unseren Holzstapel zu untersuchen, bei dem sie meine kleine Rotkäppchen-Puppe fanden. Ich habe damals sehr um sie geweint, weshalb mir dieses Erlebnis wohl so gut im Gedächtnis geblieben ist. Und Zigeuner, nun ja, ich muss sie nicht unbedingt in meiner Nähe haben. Darf ich das aber heute sagen? Ich tue es, denn sie haben mich als kleines Kind gemein bestohlen, obwohl wir selber nicht viel hatten.



V. l.: Reinhard, Else Teßmer, Alfred Teßmer; vorne: Lothar, Hartmut, Ursula;
Sommer 1949 Bönstrup / Angeln

Ich besuchte auch oft meine Oma Hertha, die immer noch bei Familie Petersen wohnte. Einmal lief ich mit einem großen Wiesenblumenstrauß zu ihr und erst als ich ankam, befreite sie mich von einem großen, schwarzen Käfer, der mich schon den ganzen Weg über im Nacken gekitzelt hatte. Besonders interessant war auch Omas großer, grüner Kachelofen, hinter dessen kleiner Tür immer Bratäpfel garten. Wir Kinder – also der kleine Hansi, meine Brüder Hartmut und Lothar und meine Wenigkeit – waren sehr froh über die aufgeschlossene und freundliche Art der Petersens, mit der sie uns Vertriebene behandelten und kamen gerne in ihr Haus. Manchmal gingen Oma und Mutti mit Hans-Jürgen und mir zum Kartoffelbuddeln aufs Feld. Für meine Oma und meine Mutter war das eine sehr anstrengende Arbeit, aber wir durften ja schließlich einen Teil der Ernte mit nach Hause nehmen. Mir selbst machte es immer riesigen Spaß in der Erde zu graben und ich freute mich wie ein Schneekönig, wenn ich wieder eine große Stelle mit vielen Kartoffeln gefunden hatte. Sonntags durfte ich mich bei Oma oft einfach nur aufs Sofa legen und um 14.00 Uhr den Kinderfunk anhören. Der Stimme aus dem Empfänger lauschte ich immer mit der größten Aufmerksamkeit.

In unserem kleinen Häuschen – „neue Heimat“ genannt – blieben wir noch eine ganze Weile wohnen. Die Winter kamen und es gab wenig Holz, aber meine Eltern schafften es immer, dass wir drei Kinder nicht frieren mussten. Eines Abends beschlossen sie, heimlich in den Wald zu gehen und einen Baum umzuschlagen, um später Brennholz daraus zu machen. Das Fällen war schnell erledigt, aber die Baumkrone verhedderte sich beim Transport in einer Astgabel, sodass sie ihre schwere Last nur mit Müh und Not bis zu uns bekamen. Am nächsten Morgen zersägten sie den Stamm mit klammen Händen, was sehr anstrengend war, da wir keinen Strom hatten. Der Besitzer unseres Häuschens bemerkte natürlich sofort, dass einer seiner Bäume fehlte und konnte die Diebe schnell ausfindig machen, indem er den verräterischen Spuren folgte. Er kam also zu uns nach Hause, aber als er uns Kinder und unsere Eltern sah, gab er ihnen sofort die Erlaubnis, jederzeit von ihm Holz zu holen. Mein Vater und meine Mutter bedankten sich herzlich bei ihm und waren heilfroh über diesen guten Mann.

Im Sommer 1948 zogen wir nach Bönstrup, wieder in ein kleines Häuschen als Untermieter bei der netten Familie Tramsen. Es war das Jahr, in dem die Deutschen eine neue Währung, die deutsche Mark, erhielten. Der Sommer war heiß, wir Kinder spielten auf der staubigen Dorfstraße und ließen aus geschlagenem Schaum schillernde Seifenblasen wachsen. Zum Pusten holten wir uns echte Strohhalme aus dem gegenüberliegenden Kornfeld. In die Felder durften wir eigentlich nicht hinein, deshalb erzählten uns die Erwachsenen immer von der „Kornmume“, die dort leben sollte und vor der wir auch gehörigen Respekt hatten. Plötzlich kam auf der Dorfstraße eine Frau mit einem Koffer in der einen Hand und an der anderen einen Jungen. Er war etwa zehn Jahre alt. Sie kam aus Wunsiedel in Bayern. Sie schaute mich an und fragte: „Wohnt hier eine Familie Teßmer?“ Ich deutete auf das Haus gegenüber, unser Haus, und sie ging mit dem Kind in den Garten. Wie sich bald herausstellte, war es der erstgeborene Sohn meines Vaters Alfred, der am 16. 09. 1939 in Breslau geboren wurde. Seine Mutter, mit der mein Vater damals sogar verlobt war, starb vierzehn Tage nach der Geburt. Für Vati war es damals

wie ein Schlag ins Gesicht. Er war gerade in Frankreich stationiert, fuhr aber sofort nach Breslau und wollte sie sehen. Zunächst wurde ihm diese Bitte verweigert, aber er ließ nicht locker, bis er zu ihr durfte. Ihr Körper war aufgeschnitten, da sie obduziert worden war. Woran sie wirklich starb wurde nie geklärt – bis heute ist der wahre Grund ein Geheimnis geblieben. Der kleine Reinhard, mein Halbbruder, wuchs bei seinen Großeltern in Breslau auf, zusammen mit seiner Tante Edith, die nur vier Jahre älter war als er. Der Krieg ging dem Ende schon entgegen, als auch diese kleine Familie aus Breslau fliehen musste. Sie versuchten über die Tschechei nach Bayern zu gelangen, wobei mein Bruder, der damals gerade mal fünf Jahre alt war, einen der schlimmsten Alpträume seines jungen Lebens mitmachen musste. Zusammen mit vielen anderen begab sich die Familie auf den langen Weg in eine ungewisse Zukunft. Am 09. 05. 1945 wollte Reinhard's Großvater sich ausruhen, weil er so entkräftet war. Als er aus seinem Rucksack etwas zu trinken holen wollte, beobachteten ihn tschechische Soldaten und schlugen so lange auf ihn ein, bis er in den Graben fiel, aus dem er nie wieder aufstand. Er starb vor den Augen seiner Frau und seines Enkels. Als Reinhard's Großmutter wenigstens die wichtigsten Papiere aus dem Rucksack ihres Mannes holen wollte, musste auch sie Prügel einstecken. Der kleine Reinhard schrie und weinte so laut, bis die Soldaten von ihr abließen. Die beiden rannten so schnell sie konnten zurück zu den anderen im Treck. Während der weiteren Reise ging Reinhard einige Male verloren, aber es fand sich immer jemand, der ihn heil wieder zu seiner Großmutter brachte – einmal sogar ein Tscheche. Irgendwann kamen sie in Wunsiedel an, wo Reinhard bis 1948 lebte. Der Kontakt zu unserem Vater riss die ganze Zeit über nicht ab, schon allein wegen den Alimenten, die das Jugendamt als Reinhard's Vormund von ihm verlangte. Eines Tages erhielt er also auch die Nachricht, dass sein ältester Sohn nun bei ihm leben sollte, da seine Oma es nicht mehr länger schaffte, das Kind aufzuziehen. Reinhard hatte viel durchgemacht, worüber er erst Jahrzehnte später reden konnte. Psychische Betreuung, wie sie heute üblich ist, bekam er nie.

Wir drei Geschwister hatten nun einen großen Bruder. Schon ein komisches Gefühl, aber als Kind sieht man alles nicht so eng. Wir hatten einen großen Spielkameraden mehr und machten zusammen den Krähenhain unsicher, beobachteten die Jäger oder Reiter in den roten Jacken, die in den Wäldern unterwegs waren, auf ihren Pferden und waren dabei ganz leise. Wir waren immer irgendwie beschäftigt.

Husum – „die graue Stadt am Meer“

Nach seinem Unfall war mein Vater Alfred lange Zeit krankgeschrieben. Das Knie wollte einfach nicht heilen und wuchs zudem noch schief zusammen. Im Flensburger Krankenhaus war man bei solchen Fällen nicht zimperlich und brach das Knie einfach ein zweites Mal, wobei mein Vater natürlich schrie wie am Spieß. Danach wurde das Knie neu eingegipst und ab jetzt hieß es: warten.

Da das Leichtmotorrad bei der „Gothaer Allgemeine“ in Flensburg versichert war, wurde der damalige Bezirks-Direktor Rasmussen gefragt, ob er nicht Verwendung für die Arbeitskraft meines Vaters hätte und tatsächlich konnte er ihm einen Provisions-Garantie-Vertrag mit einem monatlichen Lohn von 250,00 DM anbieten. So kam es, dass er ab Juni 1949 bei der „Gothaer Leben“ als Versicherungskaufmann angestellt war. Ohne Schulung oder Beistand und als Vertriebener ohne Verbindung zu Land und Leuten setzte sich mein Vater auf das Unfall-Motorrad und fuhr nach Husum. Dort suchte er sich ein möbliertes Zimmer und begann mit einer kleinen Aktentasche voller Formulare mit der Akquisition. Aber das Unglück schloß nicht. Ein Autofahrer öffnete seine Tür genau in dem Moment, als mein Vater mit dem Leichtmotorrad vorbeifuhr. Bei diesem Unfall wurde mein Vater auf die Straße geschleudert und verletzte sich erneut das ohnehin schon lädierte Knie. Damit war er weitere zwei Monate arbeitsunfähig – es war zum Verzweifeln. Das Schicksal schien sich gegen ihn gewendet zu haben. Während wir weiterhin in Bönstrup lebten, erholte sich mein Vater von seinem Unfall. Dann kam es, wie es kommen musste: der nächste Umzug rückte näher, diesmal nach Husum. Die Reise in die „graue Stadt am Meer“, wie sie genannt wird, stand am 01. 10. 1949 an. Husum wurde 1252 erstmals urkundlich erwähnt, erhielt 1456 das Marktrecht und war vom 16.-18. Jahrhundert die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt der Nordsee. Im Jahre 1817 wurde dort der berühmte Dichter Theodor Storm geboren, der in Husum wirkte und lebte bis zu seinem Tod im Jahre 1888.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie wir in diese Wohnung bei der Familie des Oberstudienrates Braun zogen. Unser erstes Mittagessen waren Schmorgurken. Wir Kinder saßen auf Stühlchen am Fenster, hatten einen kleinen Tisch vor uns und viel zu essen, wie ich fand. An den Geruch der Mahlzeit kann ich mich bis heute noch gut erinnern. Die Wohnung, in der wir zur Untermiete lebten, hatte zwei große Zimmer, sowie Küchen- und Badbenutzung. Sie lag direkt am Marktplatz in der Großstraße 24 über einer Sparkasse. Durch eine schmale Twiete (kleine Gasse) gelangte man in das Haus und hinunter zum Hafen, wo die Krabben-Fischkutter mit ihren Netzen lagen. Auch Familie Braun war immer sehr nett zu uns – Oma Ida, die Mutter von Frau Dr. Braun, war bereits 90 Jahre alt, aber immer dabei. Die beiden Söhne, Axel und Eike, spielten uns Kindern immer Kasperl-Theater mit selbst erdachten Stücken vor. Axel spielte außerdem Cembalo, wovon wir begeistert waren. Unser „Vorführraum“ lag in einer Ecke vor dem Badezimmer. Hier wurde eine einfache Stange von Wand zu Wand befestigt, eine Decke darüber gelegt und schon konnten Kasperl und Grete kommen. Es gab ein

weiteres Zimmer, das nur für uns Kinder da war, in dem zwei Betten und ein Etagenbett standen. In der Mitte des Zimmers war ein Tisch mit vier Stühlen auf dem unser großer Bruder Reinhard seine Hausaufgaben machen konnte. Im Nebenzimmer, aus dem man zur Straße sehen konnte, hatten meine Eltern ihr Ehebett, das sie, wie fast alle unsere Möbel, von Frau Braun bekommen hatten. Wir waren sehr glücklich darüber endlich eine Bleibe gefunden zu haben, die sogar über ein eigenes Badezimmer verfügte, welches übrigens abwechselnd von beiden Parteien geputzt wurde. Wir hatten zwar nicht viel Geld, aber wir Kinder holten uns trotzdem immer wieder gerne eine große Tüte geräucherter Krabben, die wir auf einem Bunker am Hafen genüsslich verspeisten.

Leider wurde meinem Vater schon Ende des Jahres 1949 seitens der Gothaer gekündigt, wobei er aber weiterhin auf reiner Provisionsbasis tätig sein konnte. Konnte? Nein, musste. Die Familie, also zwei Erwachsene und vier Kinder, wollten ernährt werden.

Hier ein Auszug aus einem Brief meines Vaters an die Gothaer Versicherung:

Am 30. 11. 1949 erhielt ich die vorsorgliche Kündigung zum 31. 12. 1949. Wegen der bereits seit Monaten bestehenden sachlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn Rasmussen und mir hatte ich diese Entwicklung vorausgesehen. Ich hatte allerdings auch erwartet, vor einer solchen Entscheidung selbst einmal gehört zu werden. Ich erkläre ausdrücklich, dass ich nicht um Rücknahme der Kündigung des laufenden Vertrages bitte. Ich fühle mich getäuscht und hätte deshalb ebenfalls in Kürze gekündigt. Meine Unkenntnis des Versicherungswesens ist von Herrn Rasmussen ausgenutzt worden, um mich für seine Interessen einzuspannen. Hätte ich damals bereits die Übersicht gehabt, die ich heute besitze oder wäre mir auf meine klaren Fragen erschöpfend geantwortet worden, wäre es nie zur Unterzeichnung dieses Vertrages gekommen. Ich strebte den Aufbau einer „Lebensexistenz“ an. Dieser Vertrag bietet dafür keine Grundlage, sondern verpflichtet mich, den Bestand von Herrn Rasmussen und damit seine Existenz zu vergrößern. Und daran war ich nie interessiert.

Ich bin nach wie vor der Überzeugung, dass Ihnen die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen hatte, nicht vollständig bekannt gemacht wurden. Dass ich trotzdem noch Erfolg hatte, ist bestimmt wenig Herrn Rasmussen zu verdanken. Es ist bedauerlich, dass der auch im hiesigen Gebiet immer noch bestehende gute Ruf der Gothaer durch anscheinend jahrelange Vernachlässigung gelitten hat.

Aus diesen Gründen beantrage ich eine Untersuchung. Ich bitte um den Besuch eines Ihrer Beamten, um an Ort und Stelle Erhebungen darüber anzustellen, ob ich meinen Verpflichtungen nachgekommen bin und unter welchen Verhältnissen ich arbeiten musste.

Mit freundlichem Gruß!



Hartmut, ich und Lothar im Sommer 1955, Husum



Reinhard und Ursula, Schulfest 1951

Am 22. 03. 1950 musste sich mein Vater dann aber doch arbeitslos melden, weil wir ohne Unterstützung nicht leben konnten. Herr Rasmussen stellte meinen Vater dann ab 01. 06. 1950 wieder ein, wobei ihm vom Arbeitsamt empfohlen wurde, sein Gewerbe als Versicherungskaufmann anzumelden, was er dann auch tat. Seit Dezember desselben Jahres gehörte mein Vater dem Druiden-Orden an, was ihm half, Verbindungen zu knüpfen, da er es als Auswärtiger sonst schwer hatte, an mögliche Kunden heranzukommen (der Druidenorden ist eine Vereinigung von Logen, deren Ziel ist es Humanität, Toleranz, Menschenrechte und die Freundschaft unter den Mitgliedern zu fördern).

Nicht ganz ein Jahr später, Ostern 1951, sollte ich in die Schule kommen und trug stolz meinen neuen Schulranzen in der Wohnung spazieren. Bei der Einschulung konnte ich allerdings nicht dabei sein, weil ich mit einer doppelseitigen Lungenentzündung im Bett liegen musste. Hervorgerufen wurde die Krankheit von einem Sturz in den Marktplatzbrunnen, der „Tine“ genannt wurde. Ich lief zwar sofort, triefend nass und weinend, nach Hause, nachdem mich mein Spielkamerad Peter in den Brunnen geschubst hatte, aber die Erkältung ließ sich nicht mehr verhindern. Meine Mutter steckte mich auch sofort in warmes Wasser, aber trotzdem bekam ich sehr hohes Fieber, fantasierte und lag irgendwann nur noch apathisch im Bett meiner Eltern. Ich weiß noch, wie ich die Vorhänge auf mich zukommen sah und schrie. Mein Arzt, Dr. Hecksteten, rief einen Krankenwagen, wickelte mich in eine Woldecke und rannte mit mir auf dem Arm die Treppe hinunter. Mit Blaulicht ging es ins Husumer Krankenhaus. Diese Begebenheit hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt, vielleicht auch, weil es weitere sechs Wochen dauerte, bis es mir wenigstens etwas besser ging. Anschließend bekam ich auch noch die Masern, weshalb das Thema Schule erst einmal aufgeschoben werden musste. Leider – denn wie die meisten Kinder habe ich diesem Tag schon lange entgegengefiebert.